

Predigt an Neujahr 2017 in der Namen-Jesu-Kirche in Bonn

Mt 11,2-6: Johannes hörte im Gefängnis von den Taten Christi. Da schickte er seine Jünger zu ihm und ließ ihn fragen: Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen andern warten? Jesus antwortete ihnen: Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet. Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt.

Anfang des vergangenen Jahres hat Wolfgang Schäuble in der theologischen Fachzeitschrift „Pastoraltheologie“ einen Beitrag zum 500-jährigen Reformationsjubiläum veröffentlicht. Darin warnte er vor einer zu starken Politisierung der evangelischen Kirche. Diese Politisierung führe dazu, dass sich Christen mit abweichenden politischen Auffassungen schnell ausgeschlossen fühlten.

Unabhängig davon, wie man zu Schäubles Analyse steht, der Artikel fand ein reges Medienecho, auch in der überregionalen weltlichen Presse, was für Beiträge in theologischen Fachzeitschriften eher unüblich ist. Das hat natürlich damit zu tun, dass der Autor nicht nur Protestant, sondern auch Bundesfinanzminister ist. Aber sicherlich spielte es ebenso eine Rolle, dass die Frage, wie politisch das Evangelium an sich ist und wie politisch dementsprechend die Kirche bzw. die Kirchen sein müssen oder sein dürfen, in den letzten Monaten angesichts der aktuellen Herausforderungen so viele Menschen bewegt hat wie schon lange nicht mehr. Vielleicht muss man bis zur Friedensbewegung der achtziger Jahre zurückgehen, um Ähnliches zu finden. Damals übrigens, 1981, äußerte sich Bundeskanzler Helmut Schmidt ebenfalls in einer theologischen Fachzeitschrift und schrieb jenen Satz, mit dem er oft zitiert werden sollte: „Mit der Bergpredigt kann man keine Politik machen.“ – Dieser Satz soll ursprünglich von Bismarck stammen, was zeigt, wie alt die Debatte ist.

Wie politisch ist nun das Evangelium, die christliche Botschaft? Oder sind Glaube und Politik zwei paar Stiefel, die nichts miteinander gemein haben? Ich möchte Ihnen dazu einige Gedanken anhand des heutigen Evangeliumstextes mitgeben. Ich tue es, weil auch in unserer, der alt-katholischen Kirche, um eine Verhältnisbestimmung von Glaube und Kirche einerseits und Politik andererseits gerungen wird.

Im Evangelium haben wir gehört, dass Johannes der Täufer Gewissheit haben will: Ist Jesus der Gesandte Gottes? Bricht also das Reich Gottes mit ihm an? Jesus antwortet nicht direkt, sondern er verweist auf das, was geschieht: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium verkündet. Jesus zitiert damit aus dem Propheten Jesaja, wo das messianische Heil genau mit diesen Worten verheißt wird. Die damaligen Hörerinnen und Hörer kannten sicherlich die Jesajastelle und wussten, was Jesus damit sagen wollte: Das Reich Gottes hat mit ihm seinen Anfang genommen.

Ich finde es bemerkenswert, dass Jesus das Reich Gottes nicht so proklamiert, wie wir heute die Errichtung eines Staates proklamieren würden, sondern dass er auf das verweist, was geschieht. Für mich heißt das, das Reich Gottes beginnt, indem Menschen das erfahren, was das Wesen dieses Reiches ausmacht, nämlich das Heil. Und dieses Heil ist nicht abstrakt oder gar jenseitig, es wird ganz konkret erfahren, im Hier und Jetzt, im wahrsten Sinne des Wortes am eigenen Leib. Anders formuliert: Jesus spricht nicht nur vom Reich Gottes, sondern er lässt es erfahrbar werden. Im Hier und Jetzt scheint es in seinem Wirken auf und existiert seither anfangshaft mitten unter uns und inmitten einer zutiefst unheilen Welt, wann immer Menschen handeln wie er.

Für mich folgt daraus, dass die Botschaft vom Heil, vom Reich Gottes, immer konkret werden muss und nicht abstrakt bleiben darf. Wenn Menschen nicht ganz konkret die Erfahrung vom Heil machen können, dann bleibt die Evangeliumsverkündigung nichtssagend.

Ich will diesen Grundsatz auf unsere Alltagsebene herunterbrechen. Stellen Sie sich eine christliche Gemeinde vor, die wunderschöne Gottesdienste feiert, die Geistlichen halten schöne Predigten über das Reich Gottes, aber die Kranken und Alten in der Gemeinde werden nicht besucht, die Trauernden allein gelassen, die Not der Welt würde niemanden interessieren. Dass da etwas nicht stimmt, nicht stimmig ist, spürt wohl jeder und jede. Denn die Kranken und Alten besuchen, für die Trauernden da zu sein, sich der Not anderer anzunehmen, das hat etwas mit Reich Gottes zu tun und ist nicht großzügige, aber nicht notwendige Zugabe zum Glauben.

Wenn ich es als richtig anerkenne, dass die Heilsbotschaft immer konkret werden muss, dann ist christliche Existenz immer auch eine politische Existenz. Politisch in dem Sinne, dass ich mich als Christ nicht nur um mich und die Meinen kümmere, sondern auch um das Gemeinwesen, um die anderen. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass die alten Griechen jene, die sich nur um ihre privaten Angelegenheiten kümmerten und nicht um die Polis, wertfrei *Idiotes* nannten, woraus unser „Idiot“ wurde.

Ein Christentum der Selbstbeglückung oder der reinen Jenseitsvertröstung hätte meines Erachtens mit Jesu Botschaft wenig zu tun. Von daher ist es richtig und wichtig, dass sich Christinnen und Christen an den gesellschaftspolitischen Debatten der Gegenwart beteiligen, ihre Perspektive einbringen und versuchen, die Welt im Sinne des Evangeliums mitzugestalten.

Freilich, Jesus hat uns kein Handbuch der Ethik und Politik hinterlassen. Er hat in der Regel in sehr konkreten Situationen gehandelt und gesprochen. Deshalb ist es nicht einfach, Jesu Worte auf unsere heutigen Fragestellungen zu beziehen. Das Problem hatten übrigens schon die ersten Christengemeinden, die zum Beispiel Jesu strenges Scheidungsverbot modifizierten und Ausnahmen einführten. Oder nehmen Sie das Wort von der anderen Wange, die man hinhalten soll. Die Intention dieser Weisung besteht darin, die Spirale von Gewalt und Gegengewalt aufzu-

brechen. Es ist nicht einfach, daraus einen Grundsatz zu machen, der sich problemlos auf aktuelle Herausforderungen anwenden lässt.

Weil das so ist, brauchen wir die Gemeinschaft der Kirche, wo wir im Gespräch Antworten auf die Herausforderungen unserer Zeit im Licht der Botschaft finden können. Ich habe es bereits anlässlich unserer Synode Ende September gesagt, dass unsere Kirche an dieser Stelle erheblichen Nachholbedarf hat. Ich glaube, dass uns als Kirche ein spannender Lernprozess in den nächsten Monaten bevorsteht. Denn spätestens bei der Synode 2018, sicherlich schon in deren Vorfeld, werden wir uns mit dem Thema „Frieden“ und damit mit hochpolitischen Fragen beschäftigen dürfen.

Als Bischof habe ich zwei Wünsche, wenn es um das gesellschaftspolitische Engagement der Kirche und die Diskussion gesellschaftspolitischer Fragen geht.

Zum einen wünsche ich mir, man würde stets jenen Grundsatz beherzigen, auf den man sich in den sechziger Jahre für die politische Bildung im Schulunterricht einigte, nämlich den der Kontroversivität. Das heißt, Positionen zu politischen Fragen sollen den Schülern als kontrovers vorgestellt werden und nicht als alternativlos. So können Schüler ihre eigene Position finden, lernen aber auch, es auszuhalten, dass andere anders denken. Natürlich hält jeder seine Position für die richtige, aber ich glaube, die Versuchung, die eigene als die einzig richtige hinzustellen, kann zu dem führen, was Wolfgang Schäuble beschrieben hat, zum Gefühl ausgeschlossen zu sein. Das ist im Übrigen eine Angst, die ich immer wieder unter Alt-Katholikinnen und Alt-Katholiken wahrnehme. Während den einen in unserer Kirche zu wenig über gesellschaftspolitische Fragen diskutiert wird, besteht bei anderen die Befürchtung, mit ihrer Meinung keinen Platz mehr in der Kirche zu haben.

Zum anderen wünsche ich mir, dass wir der Versuchung widerstehen, uns gesellschaftspolitische nur deshalb zu engagieren und Positionen nur deshalb definieren zu wollen, damit wir auf dem Markt der Meinungen und in den Medien vorkommen. Manchmal habe ich den Eindruck, diese Versuchung sei vorhanden. Es geht aber letztlich nicht darum, unsere Kirche bekannter zu machen, sondern darum, dass wir unseren Beitrag leisten, diese Welt etwas besser, „heiler“ zu machen, auch wenn dieser Beitrag oft unscheinbar wirkt. Schließlich sind wir gerufen, uns in dieser Welt zu engagieren in der Hoffnung, dass in dem, was wir tun, das aufleuchtet, was Jesus Reich Gottes genannt hat.

Bischof Dr. Matthias Ring